

HANNA FROST

AN OCEAN
FULL OF
SECRETS



I M
P R E
S S



Impress

Die Macht der Gefühle

Impress ist ein Imprint des Carlsen Verlags und publiziert romantische und fantastische Romane für junge Erwachsene.

Wer nach Geschichten zum Mitverlieben in den beliebten Genres Romantasy, Coming-of-Age oder New Adult Romance sucht, ist bei uns genau richtig. Mit viel Gefühl, bittersüßer Stimmung und starken Heldinnen entführen wir unsere Leser*innen in die grenzenlosen Weiten fesselnder Buchwelten.

Tauch ab und lass die Realität weit hinter dir.

Jetzt anmelden!



Jetzt Fan werden!



Hanna Frost

An Ocean Full of Secrets (Shattered Magic 1)

****Stelle dich deinem wahren Schicksal****

Ruhig, friedlich und vom Ozean umgeben – Bells Heimat könnte idyllischer nicht sein. Das ändert sich jedoch schlagartig, als ein attraktiver Fremder auf der Insel auftaucht und sich als Halbgott zu erkennen gibt. Und als dieser verlangt der arrogante Neo von den Bewohnern das Udenkbare: Jede Familie mit mehr als einem Sohn muss einen davon entbehren, damit dieser Teil seiner Schiffs-Crew wird. Nur so kann die Prophezeiung, welche die Rückkehr der verbannten Götter besagt, vereitelt werden. Bell, die um jeden Preis verhindern will, dass ihr ältester Bruder seine hochschwangere Frau verlassen muss, schlüpft heimlich in dessen Kleider und schleicht sich an Bord des Schiffes. Nicht ahnend, dass sie damit nicht nur ihr Leben, sondern auch ihr Herz aufs Spiel setzt ...

Wohin soll es gehen?



Buch lesen



Vita



Danksagung



© privat

Hanna Frost wurde 2001 geboren und kann sich rückblickend an keine Nacht erinnern, in der sie nicht heimlich gelesen oder geschrieben hat. Mit 14 Jahren gründete sie ihren eigenen Literaturblog, fünf Jahre später schrieb sie ihr Debüt. Wenn sie nicht gerade an neuen Geschichten tüftelt oder in Tagträumen versinkt, verbringt sie gern Zeit mit ihrem Hund, plant ihre Reise ins All oder widmet sich ihrem Studium – übrigens in genau dieser Reihenfolge.

Wenn kein Wind in die Segel bläst, müssen wir eben rudern.

Altes Seemannsspruchwort

Prolog



Das Tosen der Wellen war ohrenbetäubend. Erbarmungslos schlugen die Wassermassen gegen die Felsen der Brandung und zerschellten an ihnen in unzählige Tröpfchen, die das Licht des Mondes brachen und wie glitzernde Kristalle zurück auf die Schwärze der See hinabrieselten. Narius stand einige Meter vom Ufer entfernt hüfttief im Wasser und beobachtete das Spiel der Naturgewalten. Die zwei flossenartigen Auswüchse an den Seiten seines Kopfes zitterten im Wind, während er seine pupillenlosen Augen starr auf das Meer richtete. Ihr Ausdruck zeigte die gleiche Form von Desinteresse, die sich auch in seiner Miene widerspiegelte. Lediglich die mit Schwimmhäuten überzogenen Finger, die unruhig auf seinen verschränkten Unterarmen herumwanderten, gaben Aufschluss über seine wahre Stimmung – über den Orkan, der in seinem Inneren wütete.

Als der Wind die Richtung änderte, vernahm Narius mit einem Mal laute Schreie hinter sich. Seine bläulichen Lippen formten ein breites Grinsen, welches seine spitzen Zähne offenbarte, die in zwei Reihen hintereinanderstanden. Er drehte den Kopf über seine Schulter und richtete den Blick auf einen blonden Mann, der rücklings am Strand lag. Seine Arme und Beine waren weit von seinem Körper abgespreizt und an

den Gelenken mit wuchtigen Metallhaken im feinen Sand verankert. Zufrieden beobachtete Narius, wie das schmerzverzerrte Gesicht des Gefangenen kurzzeitig unter einer Welle begraben wurde, die bis auf den Strand spülte. Für einen Moment verstummte das Wehklagen, doch kaum zog sich das Wasser zurück und gab das Gesicht des Blondes wieder frei, drangen erneut Schreie aus dessen Kehle hervor. Es war lang her, dass Narius Laute aus dem Mund eines Menschen gehört hatte, die den Rufen eines sterbenden Tieres ähnelten. Sein Grinsen wurde noch breiter – wie sehr hatte er dieses Geräusch doch vermisst!

Beschwingt watete er durch die hohen Wellen, die ihm keinerlei Probleme bereiteten. Kaum hatte Narius den Gefangenen erreicht, beugte er sich langsam zu ihm hinab und bäugte ihn wie ein Raubvogel eine Maus. Als er seine Lippen öffnete und sprach, wohnte seiner Stimme die gleiche Kraft inne, mit der die Wellen an den Klippen zerschlugen. »Wo ist es?«

»I...ich weiß ni–« Erneut verschluckte die See das Gesicht des Blondes und zwang ihn kurzzeitig zum Schweigen.

»Du weißt es nicht, obwohl ich dir in meiner grenzenlosen Gutherzigkeit mehrere Stunden zum Nachdenken schenkte, anstatt dich auf der Stelle zu ertränken?«

Narius genoss den Anblick der vor Panik geweiteten Augen, als das Gesicht wieder zum Vorschein kam. Er saugte die Angst seines Opfers so gierig auf, als wäre er eine Mücke auf der Suche nach Blut. »Welch ein Jammer!«, höhnte er, wohlwissend, dass seine Worte näher an der Realität lagen, als ihm lieb war. Dieses Verhör dauerte zu lang – *viel zu lang*. Die Zeit rann ihm wie feiner Sand durch die schuppigen Finger. Wenn er

seinem Feind zuvorkommen wollte, musste er sich beeilen. »Ich frage dich ein allerletztes Mal, Sterblicher: Wo liegt es versteckt?«

Hustend schüttelte der Blonde den Kopf. Algen und Haarsträhnen klebten auf seiner nassen Stirn und seine Haut war mittlerweile so schrumpelig, dass sein Gesicht aussah wie ein aufgeweichter Pilz.

Wütend biss Narius seine spitzen Zähne aufeinander. Langsam dämmerte ihm, dass sein Gefangener vielleicht wirklich so ahnungslos war, wie er vorgab zu sein. Erfahrungsgemäß ertrugen die wenigsten Menschen diese Art Folter länger als eine Stunde, der blonde Kerl hingegen lag bereits die halbe Nacht lang in der Kälte des Ozeans.

Resigniert seufzend richtete sich Narius wieder zu seiner vollständigen Größe auf und gestikulierte mit einer Hand in der Luft herum, wobei die feinen Schwimmflossen zwischen seinen Fingern leicht im Wind erzitterten. Sofort lösten sich zwei dürre Gestalten aus dem Schatten der Nacht und folgten dem Wink ihres Meisters.

»Gebt ihm Brot«, wies Narius sie schroff an und wandte sich von seinem Gefangenen ab, »die Kreaturen des Meeres werden beleidigt sein, wenn wir ihnen nur diesen Hungerhaken zum Fraß vorwerfen. Vielleicht zeigen sie etwas Nachsicht, wenn der Kerl wenigstens mit gefülltem Magen untergeht.«

Für einen quälend langen Moment war nur das Rauschen der stürmischen See zu hören. Erst als sich Narius bereits mehrere Schritte entfernt hatte, vernahm er das Klirren der Fesseln seines Gefangenen, als dieser sich ein letztes Mal aufbäumte.

»Nein, das könnt Ihr nicht tun!«

»O doch, Menschlein – und wie ich das kann.« Während er tiefer ins Meer watete, kehrte das abscheuliche Grinsen auf Narius' Lippen zurück.

»Grüß die Haie von mir, Sterblicher.«

Kapitel 1



»Was, glaubst du, verbirgt sich hinter dem Horizont?«, fragte mich Leah, während sie mit zusammengekniffenen Augen auf das schier unendlich wirkende Meer hinausstarrte.

Ich versuchte es ihr gleichzutun, doch das grelle Licht der Mittagssonne brach sich so heftig auf dem himmelblauen Wasser, dass meine Augen sofort anfangen zu brennen. Obwohl ich sie mit einer Hand abschirmte, wurde der Tränenschleier immer dichter. Seufzend ließ ich sie wieder sinken und griff nach dem dunklen Flechtkorb, der neben mir im Sand stand.

»Keine Ahnung«, antwortete ich schulterzuckend, während ich über den warmen Strand stapfte, »aber ehrlich gesagt will ich das auch gar nicht wissen. Hier auf unserer Insel haben wir doch alles, was wir zum Glückhsein brauchen. Warum sehnst du dich dennoch nach dem Unbekannten?«

»Weil ich mich nicht damit abfinden kann, dass mein Leben scheinbar nur diese verschlafene Insel zu bieten hat.«

Leahs Stimme klang gleichgültig, doch ich wusste um die tiefere Bedeutung, die sich hinter ihren Worten versteckte. In all den Jahren hatte sie nie verstanden, weshalb sie die Ruhe und Gemächlichkeit unserer Insel

schätzen sollte. Stattdessen hing sie ständig ihren absurden Tagträumen nach, in denen sie entweder auf einem Piratenschiff anheuerte oder mit einem zufällig vorbeikommenden Seefahrer durchbrannte.

Als ich mich nach ihr umdrehte, blies mir der Wind mein langes Haar ins Gesicht. Zwar versuchte ich die feinen weißblonden Strähnen wieder hinter meine Ohren zu kämmen, doch schon bei der nächsten Meeresbrise wehten sie mir erneut vor die Augen. Lachend griff Leah in mein Haar und wickelte es um ihr Handgelenk. »Vielleicht solltest du darüber nachdenken, dir diesen Teppich endlich abzuschneiden.«

»Teppich?«, wiederholte ich gekränkt und verschränkte die Arme vor der Brust. »Also, erstens ist mein Haar sehr gepflegt, zweitens stört es mich normalerweise nicht und –«

»Und drittens würde dir deine Mutter niemals erlauben deine schöne Haarpracht abzuschneiden«, beendete Leah meine Erklärung, die ich ihr gegenüber erstaunlich oft ausführen musste. »Versteh mich nicht falsch, Bell, ich mag deine Haare auch sehr gern, aber sie sind einfach unpraktisch. Mittlerweile reichen sie dir ja schon fast bis zur Hüfte!«

Ich spürte, wie Leah meine aufgerollten Haare mit einem Band in meinem Nacken zusammenknotete und dann von mir abließ. Zwar zog das Gewicht des Dutts so schwer an meiner Kopfhaut, dass ich meinen Kopf am liebsten in den Nacken gelegt hätte, aber immerhin konnte ich nun wieder uneingeschränkt sehen. »Danke, Leah.«

»Keine Ursache. Komm, wir sehen nach, ob Flynn auch schon so viele Muscheln gesammelt hat wie wir.«

Ehe ich etwas erwidern konnte, griff Leah nach meiner freien Hand und zog mich hinter sich her. Cremeweiße Sandkörner flogen uns wild um die Knöchel und ich spürte bereits jetzt den Anflug eines leichten Ziehens

in meinen Unterschenkeln. Obwohl ich einen Großteil meines siebzehnjährigen Lebens auf dieser Insel verbracht hatte, würden sich meine Muskeln wohl nie an den anstrengenden Gang durch den Sand gewöhnen, der so weich war, dass ich andauernd wegsackte und Mühe hatte, mein Gleichgewicht zu halten. Als Leah nach einer Weile langsamer wurde, entwich mir ein erleichtertes Seufzen. Wir gingen noch einige Schritte, ehe wir vor einer meterhohen Steinwand haltmachten. Sie gehörte zum Fuß des einzigen Berges unserer Insel und teilte diesen Strandabschnitt in zwei Teile.

Wie von selbst fiel mein Blick auf das geräumige Loch, das im Stein klaffte und die Sicht auf die versteckte Bucht freigab, die man sonst nur vom Meer aus erreichen konnte.

Gemeinsam gingen Leah und ich darauf zu. Wir wollten gerade hindurchklettern, als mich ein dumpfes Geräusch aufschrecken ließ. Ich fuhr so ruckartig auf, dass ich mir prompt den Hals verrenkte. Und Leahs Kichern trug nicht gerade dazu bei, dass ich mich besser fühlte.

»Ach, Bell, das war doch nur ein kleiner Stein, der von der Klippe abgebrochen ist. Sei doch nicht immer so schreckhaft! Was soll uns hier schon zustoßen?«

Noch während ich mich zu ihr umdrehte, hoben sich bereits meine Augenbrauen. Diesen besserwisserischen Gesichtsausdruck hatte ich mir wohl über die Jahre hinweg von meiner Mutter abgeschaut. Kurz runzelte Leah die Stirn, doch dann hellte sich ihr Gesicht schlagartig auf. »Jetzt sag bloß nicht, dass du dich immer noch vor Gestaltwandlern fürchtest!«

»Immer noch?«, wiederholte ich stutzig und kletterte durch das Loch im Stein. »Wieso sollte ich jemals aufhören mich vor ihnen zu fürchten?«

»Hm, lass mich kurz überlegen ... vielleicht, weil sie nur Geschöpfe aus den Schauernmärchen deiner Großmutter sind?« Leahs Stimme klang, als läge diese Antwort auf der Hand, doch mich konnten ihre Worte trotzdem nicht überzeugen.

»Das sind keine Fantasiewesen, Gestaltwandler gibt es wirklich – und sie sind verdammt gefährlich!« Schon allein bei dem Gedanken an Großmutter's Geschichten breitete sich eine Gänsehaut auf meinen Armen aus. Im Gegensatz zu Leah und den anderen Inselbewohnern schien ich jedoch die Einzige zu sein, die den Worten meiner Großmutter Glauben schenkte. Ich hatte mich größtenteils damit abgefunden, doch manchmal wünschte ich, Leah würde die Sache wenigstens *etwas* ernster nehmen. Sollten wir eines Tages von den blutrünstigen Kreaturen des Meeres überfallen werden, würde ich uns wohl kaum allein verteidigen können.

Doch wie immer, wenn dieses Thema zwischen uns zur Sprache kam, machte sie nur eine abwertende Handbewegung und kletterte hinter mir her. Anstatt vergeblich zu versuchen ihr die Gefahr deutlich zu machen, schob ich den Zwischenfall widerwillig beiseite und lief stattdessen weiter in die kleine Bucht hinein. Schon bald spürte ich das kühle Wasser unter meinen nackten Füßen. Als eine seichte Welle bis über meine Knie schwappte, formten sich meine Lippen wie von selbst zu einem zufriedenen Lächeln. Obwohl ich nicht viele Orte abseits unserer Insel kannte, war ich mir in Momenten wie diesem hier sicher, dass es dort draußen unmöglich etwas Schöneres geben konnte als unsere Heimat. Nichts auf der Welt könnte mich mit mehr Glücksgefühlen überhäufen als eine kühle Meeresbrise, die meine Nasenspitze umspielte, während der weiche Sand zwischen meinen Zehen hindurchgespült wurde und sich das Kreischen der Möwen mit dem Rauschen der Wellen vermischte. Ich liebte

dieses Gefühl, das so unbeschreiblich war, dass ich es niemals in Worte fassen könnte. Es überschwemmte meinen Körper mit Ruhe und ließ mein Herz vor Zufriedenheit überquellen. Ich hätte nicht dankbarer dafür sein können, ausgerechnet auf diesem Fleckchen Erde leben zu dürfen. Und die Freude darüber verschlang mich an manchen Tagen wie das Meer die Sonnenstrahlen.

»Da sind ja meine beiden Herzensdamen!«, riss mich eine wohlbekannte Stimme plötzlich aus meinen Gedanken.

Leah und ich drehten uns gleichzeitig zu Flynn um, der nur wenige Schritte neben uns knietief im Wasser stand. Seine nussbraunen Augen, die exakt die gleiche Form hatten wie die von Leah, funkelten fast so hell wie die Meeresoberfläche. In seiner Hand hielt er einen Flechtkorb, der meinem zum Verwechseln ähnlich sah.

»Und, wie viele Muscheln hast du gefunden?«, fragte Leah herausfordernd und verschränkte ihre Arme provokativ vor der Brust.

»Auf jeden Fall mehr als ihr, würde ich behaupten«, erwiderte ihr Bruder lachend und fuhr sich durch das sonnengeküsste dunkelblonde Haar.

Ich konnte förmlich dabei zusehen, wie Leahs Lächeln verblasste.

»Pff, du hast bestimmt geschummelt!«, murmelte sie pikiert.

»Wie denn?«, flötete Flynn und streckte uns grinsend seinen Korb entgegen, der bis zum Rand mit schimmernden Muscheln gefüllt war.

»Keine Ahnung. Vielleicht hast du deinen Korb bis zur Hälfte mit Sand beladen und nur ein paar Muscheln oben draufgetan, um deinen Betrug zu verbergen.«

Kichernd beugte ich mich näher an ihr Ohr heran. »Vielleicht hat er aber auch einfach gewonnen, Leah.«

»Kann gar nicht sein«, brummte sie so beleidigt, dass es mir schwerfiel, mein aufsteigendes Lachen zu unterdrücken. Amüsiert wechselten Flynn und ich einen kurzen Blick. Wir beide wussten, dass es in dieser Welt kaum etwas gab, das seine Zwillingsschwester mehr erzürnte, als gegen ihn zu verlieren. Der ständige Wettbewerb zwischen den beiden ließ mich jedes Mal aufs Neue schätzen, wie gut ich mich mit meinen eigenen Geschwistern verstand. Ich wusste nicht, ob es daran lag, dass meine zwei Brüder und ich jeweils mehrere Jahre auseinander waren, aber in unserer Familie hielten wir zusammen und halfen einander, anstatt wie Leah und Flynn nur nach der nächsten Gelegenheit Ausschau zu halten, um zu streiten.

Mit einem zufriedenen Grinsen auf den Lippen überbrückte Flynn den Abstand zwischen uns. Da er einen Kopf größer war als seine Schwester, die mich ihrerseits bereits ein wenig überragte, musste ich meinen Kopf in den Nacken legen, um ihm weiterhin in die Augen sehen zu können.

»Ich glaube dir«, versuchte ich die Situation zu schlichten, erntete jedoch nur ein abwertendes Schnaufen von Leah.

»Du bist viel zu gutgläubig, Bell. Kein Wunder, dass die Leute ihre Probleme ständig auf dich abwälzen.«

»Das stimmt doch gar nicht!«, widersprach ich heftig, doch ausgerechnet Flynn fiel mir eiskalt in den Rücken.

»Und ob das stimmt! Wieso würden wir sonst Muscheln sammeln, anstatt uns einen gemütlichen Nachmittag am Strand zu machen? Du hast Bea nur versprochen dich morgen um die Knirpse zu kümmern und mit ihnen Muschelketten zu basteln, weil du keinen Gefallen ausschlagen kannst.«

»Das ist nicht wahr«, verteidigte ich mich, »Bea hat morgen viel zu tun, darum nehme ich ihr die Kinder gern ab!«

»*Viel zu tun?*«, wiederholte Leah kichernd. »Sie hat für morgen Nachmittag einen großen Tisch bei unserem Vater gebucht und unserer Mutter aufgetragen Wein und Kuchlein für sie und ihre Freundinnen vorzubereiten. Klingt nicht so, als hätte sie sonderlich harte Arbeit zu verrichten, findest du nicht?«

Irritiert riss ich die Augen auf. Bea war doch eine erwachsene Frau, welchen Grund hätte sie meine Gutmütigkeit so schamlos auszunutzen?

»Bea missbraucht deine Hilfsbereitschaft genauso wie Björn, um dessen Schafe du dich mehr kümmerst als er selbst«, stach Leah erneut in die Wunde. »Ich habe ihn letzte Woche nur ein einziges Mal auf der Weide gesehen. Wie oft warst *du* bei den Tieren?«

»Zwei- bis dreimal am Tag«, nuschelte ich und senkte verlegen meinen Kopf. »Ich gehe anderen Menschen eben gern zur Hand, das ist doch nichts Schlechtes ...«

»Grundsätzlich nicht. Aber du bist nicht nur hilfsbereit, sondern auch viel zu gutgläubig. Egoistische Menschen wie Bea sind Gift für so naive Wesen wie dich.«

»Nun tust du Bea und mir aber wirklich Unrecht, Leah!«, empörte ich mich und stemmte meine Hände in die Hüften, um meinen Worten mehr Ausdruck zu verleihen. »Wir sind als kleine Inselgemeinschaft nun mal darauf angewiesen, dass wir aufeinander achtgeben und einander helfen.«

Leahs Lippen formten sich zu einem verständnisvollen Lächeln. »Da hast du natürlich recht, Bell. Und sollte jemand versuchen dich böswillig übers Ohr zu hauen, werden Flynn und ich dich schon vor deiner Gutgläubigkeit beschützen.«

»Das stimmt«, pflichtete Flynn ihr bei und hob den Korb mit seinen gesammelten Muscheln an. »Deswegen helfen wir dir auch gern mit deinen Vorbereitungen für morgen. Also, Bell, was meinst du – reichen die Muscheln aus oder wollen wir noch ein paar Meter den Strand entlangspazieren?«

Nachdenklich betrachtete ich unsere Ausbeute und neigte den Kopf. »Ich denke, wir sollten sicherheitshalber noch ein paar Muscheln sammeln. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass die Kinder unsere Materialien zerstören. Weißt du noch, wie Lori das Perlenglas ausgekippt hat und wir stundenlang über den Fußboden gerobbt sind, um alles wieder aufzusammeln?«

»Oh, erinnere mich bitte nicht daran!«, stöhnte Leah und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Meine Knie tun immer noch weh!«

»Gut, dann lasst uns noch ein paar Schritte gehen«, entschied Flynn und drehte sich um, um wieder zum Land zurückzukehren. »Diese Bucht ist so schön, hier kann man gar nicht lang genug verweilen.«

Leah und ich nickten zustimmend und folgten ihm durch die sanften Wellen. Der Sand unter meinen Füßen fühlte sich dabei genauso warm an wie das Wasser an meinen Unterschenkeln.

Als wir den Strand erreicht hatten und gemächlich daran entlangschlenderten, nahmen mich Flynn und Leah zwischen sich, als wäre ich ihre kleine Schwester, auf die sie achtgeben müssten. Unwillkürlich dachte ich daran zurück, wie Bea einst gesagt hatte, dass wir drei durchaus als Geschwister durchgehen könnten. Zwar unterschied ich mich äußerlich durch meine grünen Augen und mein weißblondes Haar von den Zwillingen, aber dass wir uns in Sprache und Mimik ähnelten, ließ sich nicht leugnen. Dies war jedoch wenig verwunderlich, schließlich

waren wir gemeinsam auf diesem verschlafenen Stück Land mitten im Nirgendwo aufgewachsen. Mein älterer Bruder Phil und ich hatten uns nach unserer Ankunft auf der Insel schnell mit den Geschwistern angefreundet, was wohl auch daran gelegen hatte, dass Leah und Flynn die einzigen Bewohner in unserem Alter waren. Auch heute noch war ich der festen Überzeugung, dass diese Freundschaft das Beste war, was mir passieren konnte.

»Autsch!«, fluchte Leah plötzlich neben mir und riss mich aus meinen Erinnerungen.

Überrascht blieb ich stehen und schaute zu ihr hinüber. »Alles in Ordnung?«

»Nein, irgendetwas hat sich in meinen Fuß gebohrt«, beschwerte sie sich und deutete auf den Sand vor unseren Füßen. Rasch bückte ich mich und tastete behutsam den Boden ab. Wir mussten diesen Gegenstand unbedingt finden, ehe sich jemand ernsthaft daran verletzen konnte. Ich erinnerte mich noch lebhaft daran, wie ich vor ein paar Jahren auf eine Glasscherbe getreten war und Flynn mich zu meinem Elternhaus hatte tragen müssen, weil ich vor Schmerzen nicht einmal mehr einen einzigen Schritt hatte gehen können.

Plötzlich fühlte ich eine kühle, glatte Oberfläche unter meinem Zeigefinger. Behutsam umfasste ich den Gegenstand und zog ihn aus dem weichen Sand. Als ich erkannte, was ich da in meiner Hand hielt, wäre mir vor Erstaunen beinahe die Luft weggeblieben.

»Ist da etwas drin?«, fragte Flynn aufgeregt und beugte sich zu meinem Fundstück hinab, das ich wie ein rohes Ei in den Händen hielt. Behutsam drehte ich die kleine Glasflasche, die erstaunlich schwer auf meiner Handfläche lag, und betrachtete ihr Inneres. Wenn ich zwischen den

ausgetrockneten Algenresten hindurchsah, konnte ich tatsächlich etwas erkennen.

»Das sieht aus wie eine Papierrolle«, mutmaßte Leah. »Sie scheint sogar trocken zu sein ... Ob das eine Schatzkarte ist?«

Kopfschüttelnd machte ich mich an dem Korken zu schaffen, der felsenfest im Flaschenhals steckte. »Hast *du* mir nicht gerade noch unterstellt, dass *ich* diejenige mit der blühenden Fantasie sei?«, fragte ich spöttisch, worauf Leah nur schmunzelnd mit den Augen rollte.

»Im Gegensatz zu deinen Gestaltwandlern und Seeungeheuern gibt es Schatzkarten wirklich.«

»Da dieser Schatz aber garantiert nicht auf unserer Insel liegt, hilft sie dir trotzdem nicht weiter.«

»Wieso nicht?«, mischte sich Flynn ein und klopfte mir leicht auf die Schulter. »Wenn der Schatz woanders vergraben wurde, machen wir uns eben auf die Suche! Das ist bestimmt ein Wink der Götter, damit du endlich mal aus deinem Kokon ausbrechen und die Welt entdecken kannst, Bell!«

»Pff, na sicherlich«, presste ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, doch das abenteuerliche Leuchten in Flynns Augen erinnerte mich daran, wie dickköpfig die Zwillinge sein konnten. Ihnen würde ich sogar zutrauen, dass sie alle Palmen unserer Insel fällten, um daraus ein Floß zu bauen und das Meer zu bereisen. Allerdings konnte ich mir genauso gut vorstellen, wie das Konstrukt bereits beim ersten Wellengang wieder in seine Einzelteile zerfallen würde, weil handwerkliches Geschick noch nie zu den Stärken der beiden gehört hatte ...

»Hey, Träumerchen, jetzt mach doch endlich mal die Flasche auf!«, wies Flynn mich ungeduldig an.

Erschrocken blinzelte ich zu ihm auf, während das Floß vor meinem inneren Auge im Meer versank. Flynn stieß ein belustigtes Schnauben aus, ehe er nach der Flasche griff und sie mir aus der Hand nahm. Meine Tagträume waren für ihn nichts Neues. Schon als Kind hatte er mich oft davor bewahrt, gedankenverloren gegen eine Palme zu laufen.

Ein leises »Plopp« lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf unser Fundstück. Mit angehaltenem Atem beobachtete ich, wie Flynn ein dünnes Papier aus dem Gefäß zog und es behutsam auseinanderrollte. Die Flasche warf er währenddessen achtlos in den Sand. Schnaufend bückte ich mich danach und legte sie zu den Muscheln in seinem Korb. Dachte Flynn denn gar nicht an die spielenden Kinder oder die Tiere, die sich vielleicht an dieser Flasche verletzen würden, wenn er sie einfach hier liegen ließ?

»Was steht denn nun da?«, fragte Leah ungeduldig, während sie versuchte einen Blick auf das Papier zu erhaschen. »Keine Ahnung, die Schrift ist noch krakeliger als deine«, erwiderte Flynn feixend.

Als ich die Angriffslust in Leahs Augen bemerkte, griff ich rasch selbst nach dem Papier, ehe die Situation in einem Streit enden könnte. Gedanklich bedankte ich mich einmal mehr bei meiner Mutter, dass sie mich und meine Geschwister zu einer so harmonischen Familie erzogen hatte – den ständigen Kleinkrieg im Haus von Leahs und Flynns Familie würde ich nicht aushalten.

Während meine Fingerspitzen behutsam über das raue Papier strichen, wurde mir flau im Magen. Flynn hatte recht, die Worte waren furchtbar unsauber auf das Pergament gekritzelt worden. An einigen Stellen hatte der Verfasser sogar so fest mit der Tintenfeder aufgedrückt, dass das Papier eingerissen war. Während ich die verschmierten Buchstaben in meinem Kopf zu Wörtern zusammensetzte, wurde mein Mund mit jeder

Sekunde trockener. Dann begann ich zu lesen: *»Ich glaube, dass ich nun weiß, wo Nummer eins versteckt liegt. N ahnt nichts. Die nötigen Informationen habe ich dem Boten übergeben, sie werden dich bald erreichen. Die Bezahlung bitte wie immer am vereinbarten Ort hinterlegen. Melde mich wieder, wenn es Neuigkeiten gibt. Bis dann –«* Ich geriet ins Stocken. *»Das letzte Wort kann ich leider nicht lesen.«*

»Also doch ein Schatz!«, quiekte Leah und klatschte begeistert in die Hände. *»Komm, Flynn, wir fragen Vater, ob wir uns seinen Spaten ausleihen dürfen.«*

»Die genannte Bezahlung könnte überall liegen«, wandte ich in der Hoffnung ein, Leahs Tatendrang auszubremsen. *»Die Flasche wurde sicherlich angespült, wer weiß, von wo aus sie ursprünglich abgeschickt wurde. Außerdem wissen wir nicht, wie alt diese Nachricht ist. Bestimmt wurde der Schatz schon längst ausgegraben.«*

»Jetzt sei doch nicht so eine Spielverderberin!«, forderte Leah genauso quengelig wie mein jüngerer Bruder Mino, wenn Mutter ihn abends ins Bett schickte.

»Deine Logik geht ausnahmsweise nicht auf, Bell«, pflichtete Flynn seiner Schwester überraschend bei. *»Wieso sollte irgendwer eine Nachricht, die eindeutig an jemand Bestimmten adressiert ist, einfach ins Meer werfen und darauf hoffen, dass sie ankommt? Das macht doch keinen Sinn! Die Wahrscheinlichkeit, dass die Flasche im Meer verloren geht und ihren Adressaten niemals erreicht, liegt doch praktisch bei hundert Prozent! Ich vermute eher, dass der Empfänger die Nachricht bereits bekommen hatte und bei sich trug, weil er oder sie hier nach dem Schatz gesucht hat.«*

Erneut versuchte ich die Worte des Briefes zu entziffern, doch meine Hände zitterten so stark, dass ich die Buchstaben nur verschwommen erkannte. »Du hast recht«, murmelte ich mit bebender Stimme. »Aber das würde ja bedeuten, dass ... dass ein Fremder auf unserer Insel herumspaziert ist!«

»Mag sein. Aber wie du selbst gesagt hast, wissen wir nicht, wie lange diese Flaschenpost schon hier herumliegt. Gut möglich, dass dieser Fremde vor unserer Zeit hier war. Wir könnten doch deine Großmutter fragen, schließlich kennt sie alle Geschichten und Mythen, die sich um unsere Insel ranken. Wenn jemand weiß, ob es hier einen Schatz gibt, dann sie.«

»Gute Idee«, murmelte ich, obwohl ich alles andere als überzeugt war.

Plötzlich tätschelte Leah meine Schulter. »Und wie erklärt ihr zwei Superschlaunen euch dann diese Spuren dort hinten?«

Erschrocken fuhr ich hoch und sah auf die Stelle, auf die Leahs Zeigefinger deutete. Mein Herz geriet ins Stolpern. »Verdammt, das sind Fußabdrücke, oder?«

»Ich glaube, ich habe dich gerade zum ersten Mal fluchen hören, Bell«, murmelte Leah, was überhaupt nichts zur Sache tat.

Während ich Flynn beobachtete, der zu den Spuren hinüberging und sich daneben in den Sand hockte, wurden meine Handflächen ganz schwitzig. »Manchmal spielen uns die Verwehungen des Sandes einen Streich«, sagte er an niemand Bestimmten gerichtet, »aber hier sind eindeutig die Absätze von Stiefeln zu erkennen. Es sind zweifellos echte Fußspuren ... «

Das Pochen meines Herzens wurde so laut, dass es sogar das Rauschen des Meeres übertönte. »Vielleicht haben die Kinder hier gespielt? Diese

Bucht gehört ja nicht allein uns«, mutmaßte ich, doch Flynns ernstes Kopfschütteln ließ meine Hoffnung sofort wieder zerspringen.

»Die Kinder wissen, dass sie hier nicht allein hindürfen. Die Strömung ist zu gefährlich. Außerdem sind diese Stiefelabdrücke viel zu groß für Kinderschuhe und die Knirpse gehen normalerweise barfuß, Bell.«

»Dann von einem der anderen Erwachsenen?«, mischte sich Leah ein, doch auch für seine Schwester hatte Flynn nur ein knappes Kopfschütteln übrig.

»Die halten sich hier nicht auf. Überlegt doch mal, seit wie vielen Jahren wir beinahe täglich hierherkommen. Sind wir in dieser Zeit jemals jemandem begegnet?«

»Nein«, antwortete ich leise. »Also stammen sie wirklich von ... von einem Fremden?«

»Das ist unmöglich«, erwiderte Leah und schüttelte energisch den Kopf. »Abgesehen von Limea kommt niemand unsere Insel besuchen. Die meisten Leute vom Festland wissen doch nicht einmal, dass wir überhaupt existieren, weil wir so weit vom restlichen Königreich entfernt sind. Und selbst, wenn sie es wüssten: Was sollte jemand auf einem so kleinen, verschlafenen Stück Land suchen?«

»Na, vermutlich die Belohnung, die in der Flaschenpost erwähnt wurde«, mutmaßte ich. »Der Besitzer *muss* die Flasche auf seinem Weg durch den Sand verloren haben.« Kaum hatte ich es ausgesprochen, beschlich mich ein böser Verdacht. Blitzschnell packte ich Leahs Handgelenk und winkte Flynn zu uns heran.

Zwar runzelte er die Stirn, doch zu meiner Erleichterung schloss er rasch zu uns auf. »Was ist lo-?«

»Die Spuren müssen frisch sein, ansonsten wären sie bereits vom Wind oder vom Meer verwischt worden. Das bedeutet, dass der Fremde vermutlich ganz in der Nähe ist!«, unterbrach ich ihn mit heiserer Stimme. »Wir müssen sofort die anderen warnen und eine Gruppe zusammenstellen, um die Insel abzusuchen!«

»Beruhige dich, Bell, nicht jeder Fremde muss böse Absichten hegen. Vielleicht ist er in Seenot geraten und benötigt Hilfe. Wir können der restlichen Weltbevölkerung schlecht verbieten einen Fuß auf unsere Insel zu setzen, oder?«

»Wer sagt denn, dass er ein *normaler* Mensch ist?«, zischte ich zurück, woraufhin Leah und Flynn gleichzeitig die Augenbrauen hoben. »Wie meinst du das?«

»Na wie wohl – *Gestaltwandler!*«

Leah und Flynn wechselten einen Blick. Dann brachen sie beide in schallendes Gelächter aus.

»Was ist daran so komisch?«, zischte ich und bedeutete ihnen leiser zu sein.

»Du und deine Schauermärchen«, antwortete Leah kichernd. »Gestaltwandler gibt es nicht, Bell. Mach die Situation bitte nicht unheimlicher, als sie ist.«

»Pff, natürlich gibt es die«, grummelte ich und verschränkte meine Arme vor der Brust. »Aber selbst, wenn es keiner ist – einem Piraten will ich genauso wenig begegnen!«

»Im Gegensatz zu Gestaltwandlern gibt es die zwar wirklich«, sinnierte Flynn und fuhr sich durch das dunkelblonde Haar, »aber müssten wir dann nicht ein großes Schiff sehen?«

»Können wir bitte erst darüber nachdenken, nachdem wir *wen auch immer* gefunden und sichergestellt haben, dass er oder sie ungefährlich ist? Kommt schon, lasst uns zu den anderen gehen!« Nervös verlagerte ich mein Gewicht von einem Bein aufs andere, während mein Blick hektisch über den Strand glitt. Mit einem Mal fühlte ich mich beobachtet. Hinter jedem Felsen, ja, sogar unter der Wasseroberfläche könnte jemand verborgen sein. Und auch wenn Flynn und Leah mir nicht zustimmten, war ich davon überzeugt, dass dieser Fremde nichts Gutes im Schilde führte. »Worauf warten wir?« Der schrille Klang meiner Stimme unterschied sich kaum noch vom Kreischen der Möwen.

Die Zwillinge warfen sich einen verschwörerischen Blick zu und nickten langsam, als wären sie zu einer stummen Vereinbarung gekommen. Mit Entsetzen beobachtete ich, wie sich Flynn kurz darauf umdrehte und erneut zu den Fußspuren hinüberlief.

»Nein, nein, nein, nein, nein!«, fluchte ich so hastig, dass es fast wie ein zusammenhängendes Wort klang. Ich rüttelte an Leahs Arm und suchte ihren Blick. »Bei den Göttern, wieso geht er wieder dorthin? Wir müssen so schnell wie möglich weg von hier!«

»Flynn will nur schauen, ob wir etwas übersehen haben.«

»Was sollten wir denn *übersehen* haben?«, fragte ich und warf fassungslos die Arme in die Luft. »Den Gestaltwandler? Den gezückten Säbel eines Piraten? Den Lauf eines Gewehres?«

»Also wirklich, Bell, nun übertreibst du aber maßlos!«, rügte mich Leah und verdrehte genervt die Augen. »Was, wenn es einen Schiffbrüchigen gibt und die Flaschenpost gar nichts mit ihm zu tun hat? Könntest du es mit deinem Gewissen vereinbaren, einen hilflosen Menschen am Strand

zurückzulassen? Sein Schicksal in die Hände der Götter zu legen? Ich denke nicht!«

»Aber –«

»Hey, ihr zwei, kommt mal her!«, unterbrach Flynn's Ruf unsere Diskussion.

Wie von einer Wespe gestochen fuhr ich zu ihm herum und wedelte panisch mit den Armen in der Luft umher. »Sei still! Du lockst das Monster an!«

»Hier ist kein Monster«, erwiderte er genauso laut wie zuvor, »aber ich sehe dort hinten einen großen Haufen angespülter Algen, in denen sich wunderschöne Muscheln verfangen haben. Wenn wir die mitnehmen, hätten wir genügend für die Kinder gesammelt und müssten nachher nicht noch einmal aufbrechen. Kommt her, zusammen sind wir schneller!«

Leah und ich tauschten einen kurzen Blick.

»Klingt nach einem guten Plan, oder?«, fragte sie schulterzuckend und setzte sich in Bewegung. Mit heruntergeklappter Kinnlade sah ich ihr nach. Meinten die beiden das etwa ernst? Wie oft musste ich ihnen denn noch sagen, dass wir so schnell wie möglich von diesem Ort fliehen sollten?

Fassungslos beobachtete ich, wie Leah zu ihrem Bruder aufschloss, der neben einem großen Felsbrocken auf sie wartete. Als sie ihn erreicht hatte, liefen sie gemeinsam um den Steinkoloss herum und verschwanden aus meinem Sichtfeld. Nun stand ich ganz allein da. »Bei den Göttern«, murmelte ich vor mich hin, unsicher, was ich nun tun sollte. »Von wegen, Gestaltwandler gibt es nur in Kindermärchen ... Wenn ihnen eines dieser Monster einen Arm abbeißt, sollen sie ja nicht auf die Idee kommen, bei mir um Mitleid zu buhlen! Ich werde –«

Ein großer Schatten schoss so dicht an meinem Kopf vorbei, dass mir ein Schrei entwich und ich instinktiv auf meine Knie sank. Als ich aufsaß, entdeckte ich eine Möwe, die sich mit kräftigen Flügelschlägen in die Höhe schraubte. In meinen Ohren klangen ihre Rufe wie hämisches Gelächter. Rasch rappelte ich mich wieder auf. Obwohl die Möwe wohl die einzige Zuschauerin meines ungraziösen Falles gewesen war, spürte ich ein heißes Brennen auf meinen Wangen. Plötzlich keimte erneut das Gefühl in mir auf, dass ich von jemandem beobachtet wurde ...

Angespannt versuchte ich meinen nicht vorhandenen Speichel hinunterzuwürgen. Flynn und Leah mochten sich selbst verschuldet in Schwierigkeiten bringen, aber immerhin waren sie zu zweit. Ich hingegen, die weder kämpfen noch besonders schnell laufen konnte, wäre bei einem Angriff hoffnungslos verloren. Ich zögerte einen kurzen Augenblick, dann drehte ich mich auf der Stelle um und rannte, so schnell ich konnte, zu dem Felsen, hinter dem Leah und Flynn verschwunden waren. Als ich bei ihnen ankam, blickten mir zwei identische Augenpaare entgegen.

»Alles in Ordnung?«, fragte Flynn hörbar besorgt.

»Wieso siehst du aus, als hättest du ein Gespenst gesehen und wärst mit ihm um die Wette gerannt?«, fügte Leah deutlich weniger mitfühlend hinzu.

Seufzend strich ich mir die vielen Haarsträhnen aus dem Gesicht, die sich während meiner Flucht aus dem Dutt gelöst hatten, und versuchte wieder zu Atem zu kommen. Es gab nicht viel, wofür ich Hass empfand, doch Lüge rei zählte definitiv dazu. Dennoch konnte ich mir nicht die Blöße geben, den beiden zu erzählen, dass mein Herz beinahe stehen geblieben wäre, weil ich mich am Strand vor einer Möwe erschrocken hatte.

»Alles bestens«, antwortete ich daher atemlos und zuckte die Schultern. »Ich habe nur sichergestellt, dass wir nichts übersehen haben oder sich jemand von hinten anschleicht. Man könnte sagen, dass ich euch den Rücken freigehalten habe.«

»Soso«, erwiderte Leah lang gezogen, ehe sie sich wieder über den Algenhaufen zu ihren Füßen beugte. »Ich wüsste zwar nicht, vor wem wir uns fürchten sollten, aber danke für deine tatkräftige Unterstützung. Wenn du uns jetzt noch dabei helfen würdest, die restlichen Muscheln aufzusammeln, könnten wir endlich wieder zur Siedlung zurückkehren.«

Eilig nickte ich und lief zu dem großen Algenhaufen hinüber, kniete mich in den feinen Sand und begann damit, eine Muschel nach der anderen aus dem Algengewirr hervorzuziehen. Dabei merkte ich, wie sich mein Atem langsam wieder beruhigte – zumindest, bis Flynn plötzlich neben mir hochfuhr und nach Luft japste.

»Was ist los?«, fragte ich erschrocken und hielt in meiner Bewegung inne.

»Weiß nicht«, antwortete er knapp. »Diese Algen hier sind so ungewöhnlich dunkel, dass ich sie einen Moment lang für nasses Haar gehalten habe. Das Meer ist sauber und klar, wieso ist diese Stelle so dreckig, als hätte man sie durch Matsch gezo–«

Leah schrie auf. Sofort schoss mein Kopf zu ihr hinüber. Als ich verstand, was sich vor meinen Augen abspielte, wollte ich ebenfalls schreien, doch kein Laut drang aus meiner Kehle hervor. Ich wollte wegrennen, doch mein Körper gehorchte nicht. Nicht einmal ein besserwisserisches »*Ich hab's euch ja gesagt*« glitt über meine Lippen, während ich aus aufgerissenen Augen auf Leahs Handgelenk starrte, um das sich blasse Finger krallten – vier Finger, um genau zu sein. Den

Stummel an der Stelle, an der einst ein Daumen gesessen haben musste, konnte man beim besten Willen nicht dazuzählen.

Als wäre ich Zuschauerin in meinem eigenen Albtraum, beobachtete ich, wie Flynn aufsprang und zu seiner Schwester eilte. Leah versuchte sich derweil loszureißen, doch wer auch immer sie festhielt, ließ nicht locker. Durch die ruckartigen Bewegungen rutschten die Algen beiseite und offenbarten einen leichenblassen Mann, der sich langsam unter dem Matschgrün hervorschälte. Die Schreie von Flynn, Leah und dem Fremden, dessen blasse Augen so weit aufgerissen waren, dass sie den Anschein erweckten, sie würden ihm gleich aus dem Kopf fallen, hallten in meinen Ohren. Er schien im gleichen Alter zu sein wie mein großer Bruder, doch seine Haut war so käsigt und aufgequollen, dass er genauso gut auch zwanzig Jahre älter sein könnte.

»Lass sie los!«, kristallisierte sich Flynns Forderung aus dem Stimmengewirr, während er versuchte seine Schwester aus dem Griff des Fremden zu befreien. Er gab dem Mann einen kräftigen Stoß gegen die Brust, woraufhin dieser hustend in sich zusammensackte und von Leah abließ. Sein Gesicht drehte sich in meine Richtung und sein starrer Blick kreuzte meinen. Wie ein Speer bohrte er sich durch sie hindurch. Ein eisiger Schauer ließ meinen Körper erzittern; dieser Anblick würde mich wohl mein ganzes Leben lang bis in meine tiefsten Albträume verfolgen ...

Plötzlich schoss die Hand des Mannes mit solch einer unerwarteten Schnelligkeit auf mich zu, dass ich mich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte. Keinen Wimpernschlag später umklammerten seine knochigen Finger mein Handgelenk auf dieselbe Weise, wie sie zuvor Leah festgehalten hatten. Sie fühlten sich so kalt an wie das Meer in einer frostigen Winternacht.